

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 53 (1949-1950)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Der österliche Himmel  
**Autor:** H.Sch.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-667526>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der österliche Himmel

Die Österglocken mit ihrem gewaltigen Klang — „Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton“ — hielten einst den verzweifelten Faust „vom letzten, ernsten Schritt zurück“. Werden die Österglocken heute die Menschheit noch ermahnen und ihr „des Osterfestes erste Feierstunde“ wieder friedlich gewähren können? Eine bange Frage auf den Lippen der Völker! Doch das singende Erz in den Türmen ist mächtiger als der im Kriege kreischende Stahl!

Wohin die Hoffnung des Menschen geht, daher vernimmt er die Stimme und wäre es die leiseste. In wie vielen Ohren aber werden die Österglocken dieses Jahr nicht Hoffnungen wecken! Nach Ostern sind die schmerzlichen Antlike gewendet: nach Osten, nach der Helle, nach Morgen, nach der Morgenröte! Und seltsam, Ostern, das in der früheren deutschen Sprache ostarun heißt, hängt mit dem alten Wort ostar (von oder nach Osten) zusammen; zugrunde aber liegt — nach der Philologie — die Bezeichnung Austra für eine Frühlingsgöttin, die mit dem altindischen Namen usra für Morgenröte in Verbindung steht. Unendlich viel ist in das Wort Osten eingefunken: Gefühle und Wünsche der Sehnsucht nach lichtem Leben, nach Licht. Dann ist Ostern für den Christen das Fest des Sieges, der Erlösung, der Freude; es ist das Gedächtnisfest der Auferstehung Christi, der Hoffnung auf unsere einstige Auferstehung!

Erstehen, Auferstehen ist der große österliche Sinn: vom Grabe hebt sich der Stein, es hebt sich auch der Keim in der Erde — alles aber strebt zum Himmel, und dieses Streben, komme es aus der Tiefe des Glaubens, komme es aus der Tiefe des Grundes, nimmt die Herzen der Menschen, ihre Wünsche und Sehnsüchte, mit. Wie goldene Wolken ziehen sie über den östlichen Himmel. Österlicher Himmel, wann wölbst du dich wieder über einer friedlichen Welt?

Wird einmal über aller Städte Dächer  
Nur noch der Vogelzüge Zeilen gehn?  
In fernen Zeiten einst, wenn jene Schwächern,  
Die ohne Sinn der Vögel Flügel stahlen,  
Gestürzt sind in der grossen Stürme Wehn?  
Wird sich nach Morgenstunden, kühlen, fahlen  
Der Himmel still und wolkenlos entfächern,

Dass man die Sonne strahlen sieht und dann  
Die Kinder wieder singen kann?

Doch jetzt schon, unberührt vom menschlichen Tun, spannt sich das Blau des Frühlings in die Zweige der Bäume: hinter den drängenden Knospen und durch das gotische Fachwerk der noch winterlichen Neste schimmert der lichteste aller Himmel in den Pastelltönen milder Poesie — der Österhimmel! Und auf der Erde beginnen die Schneefelder von den Rändern her zu schmelzen; wer sein Ohr zur Erde neigt, hört sie schlürfen und trinken. Dunkel und trächtig glänzt ihr Grund. Aus der frischen Feuchte werden bald die Saaten brechen. Beginn ist überall — trotzdem. Das ist der Trost der österlichen Zeit. Vor den Menschen, vor den Kriegen, vor den Schmerzen der Welt war schon immer dieser Aufbruch, und wird weiter sein, wenn Mensch und Krieg und Freude und Not, wenn alles Unzulängliche längst vorüber sein wird; denn unberührt, gewaltig und einfach, geht die Natur ihren Gang. Wie aber stehen wir diesem Geheimnis näher als zur österlichen Zeit, da Schlafendes zum Leben, Totes zu Lebendigem erwacht. Das ist der Trost der Natur.

Wo aber der Tod besiegt wird wie im österlichen Geschehen, da wandelt sich der Trost zu einem Trocken und das Trocken zur Treue, zur Treue gegenüber dem unverwüstlichen pochenden Leben.

Es ist bezeichnend, daß eines der OsterSymbole, das bekannteste und einfachste, diese Unzertörbarkeit des Lebens verkündet: das Osterei. Es ist das Gleichnis der Fruchtbarkeit des Lebens und der ewigen Erneuerung: wie aus ihm, das scheinbar tot ist, neues Leben bricht, so bricht es aus dem dunkeln Grunde der Erde, immer wieder, jedes Jahr — und so soll es auch aus den menschlichen Herzen brechen, wie verhärtet sie auch in der Not der Zeit geworden seien! Das ist die österliche Botschaft der Natur, die selber nur ein Gleichnis ist für die noch größere Botschaft aus dem Geiste, aus dem höchsten Geiste, der zwischen Vater und Sohn im Sternbild der strahlenden Trinität steht. Denn jedes

Bild ist ein Sinnbild, ein Symbol eines noch höheren Lebens — wie es das Österei ist, das ins Geistige weist, selbst aber auch schon ein Gleichnis eines noch einfacheren Geschehens ist:

denn wie die Schneedecke des Winters den sich zum Aufbrechen anschickenden Keim birgt, so umschließt die weiße Schale den Lebenswillen im Ei.

H. Sch.

## Du sollst den Feiertag heiligen

Von Jacinto Octavio Picón

An einem Montag zog Don Cándido in die Pfarrei von Santa Cruz de Zugarejo ein und machte sich sofort daran, das Haus mit den armelosigen alten Möbeln einzurichten, die er auf einem Karren aus dem Dörfchen mitbrachte, wo er bis zu jenem Tage als Schutz der Bedrängten und Vorbild der Tugendhaften gelebt hatte. Über achtundvierzig Stunden lang wußte niemand, daß dort ein neuer Pfarrer eingezogen sei.

Einige Tage später erzählten die wenigen Leute, die ihn sahen und sprachen, er scheine ein guter Mann zu sein. Und die Personen, die so schnell ein günstiges Urteil über ihn fällten, irrten sich nicht, denn Don Cándido war ein Heiliger. In Gestalt, Gesicht und Haltung erinnerte er an das Bild, das Cervantes von seinem unsterblichen Junker entworfen hat. Auch Don Cándido „war an die fünfzig Jahre; er war von kräftiger Körperbeschaffenheit, hager am Leibe, dürr im Gesichte, ein eifriger Frühauftreher“, und wenn auch kein Freund der Jagd, wie Don Quijote, so doch unablässig bemüht, das Glend aufzusuchen, um es zu lindern.

Seine moralischen Qualitäten waren alle gut: seine Frömmigkeit war aufrichtig, seine Umgangsweise freundlich, seine Sprache bescheiden; im Almosengeben war er zartfühlend und in allen Dingen so mitleidsvoll und nachsichtig, daß er allen die größte Achtung und liebevolles Vertrauen einflößte. Seine Bildung war nicht gerade außergewöhnlich. In einer sehr kleinen Kiste hatten seine sämtlichen Bücher Raum, und das Buch, dessen Einband durch fortwährenden Gebrauch am meisten abgegriffen, dessen Blätter am meisten zerknittert waren, das waren die heiligen Evangelien. Weder die Kirchenväter,

noch die erhabenen Mystiker bereiteten ihm so viel Freude wie jene einfachen Bibelverse, die dem, der sie zu lesen versteht, in einfachen Sätzen Welten und Gedanken offenbaren.

Alle Tage, gleich nach dem Essen, überlas und überdachte Don Cándido, an den Fensterrahmen in seinem Zimmer gelehnt, ein paar Kapitel aus St. Markus oder St. Matthäus. Dann legte er das Buch hin, ließ sich von der Sonne beschneinen, rauchte eine Zigarette und sah der Arbeit einiger Steinmetzen zu, die auf einem benachbarten umfriedigten Bauplatz ihre Werkstatt im Freien eingerichtet hatten.

Vor Monaten war nämlich ein Bogen der Kirchenkapelle eingestürzt. Eine fromme Dame hatte die Mittel zu seiner Wiederherstellung gespendet, und ein Baumeister aus der benachbarten Stadt kam von Zeit zu Zeit und sah sich den Fortgang der Arbeit an. Auf dem Platz dicht neben der Behausung Don Cándidos lagen Kalksteinblöcke, die sich allmählich in Schluffsteine, Stützen und Bogenstücke verwandelten und durch ihre weiße Farbe von dem grünen und weichen Grase abstachen.

Dort hörte man nun von früh bis spät, eine Mittagsstunde ausgenommen, unablässig das vielfältige, aber eintönige Geräusch, das die Kloppe und Meißel beim Aufschlagen auf die Mauersteine hervorbringen. Und darüber leuchtete die Sonne und warf hierhin und dorthin die rechteckigen, kräftigen Schatten der Strohschuppen, unter deren Schutz die Maurer arbeiteten, und in das schwerfällige Konzert des klopfenden Eisens, des abbröckelnden Steines und des schallenden Echos mischte sich zuweilen der plumppe und traurige Gesang eines von dem Summen der Arbeit halb erstickten Liedchens wie